

Andrea Grimm (Hrsg.): Mit der Jugendforschung zur besseren Praxis? Oder: Welche Forschung braucht die Jugendarbeit? Rehburg-Loccum, 1. Auflage 2002.

Dokumentation einer Tagung der Evangelischen Akademie Loccum vom 15. bis 17. November 2000 in Kooperation mit dem Niedersächsisches Landesjugendamt.
Tagungsplanung und -leitung: Andrea Grimm und Dr. Werner Lindner, Niedersächsisches Landesjugendamt
Redaktion: Andrea Grimm
Sekretariat: Elisabeth Stadtländer
Endredaktion und Herstellung: Anne Sator

Das Loccumer Protokoll enthält Originalbeiträge der Tagung. Soweit diese auf Tonbandmitschnitten beruhen, wurden sie von den Autorinnen und Autoren überarbeitet und zur Veröffentlichung freigegeben.

© Alle Rechte bei den Autoren

PFC
1050
—
223

Printed in Germany

Druck: Bertelsmann Media on Demand, Pöbneck

ISSN 0177-1132

ISBN 3-8172-6300-7

Die Reihe **✠ LOCCUMER PROTOKOLLE** wird herausgegeben von der Evangelischen Akademie Loccum. Bezug über den Buchhandel oder direkt über: Evangelische Akademie Loccum

Protokollstelle

Postfach 2158

31545 Rehburg-Loccum

Telefon: 05766/81-119, Telefax: 05766/81-900

E-Mail: Protokoll.eal@evlka.de

UB Dortmund
Bereichsbibl.
Erziehungswiss.

Inhalt

| | | |
|------------------|--|-----|
| Andrea Grimm | Vorwort | 5 |
| Werner Lindner | Aktuelle Befunde und Perspektiven der Jugendarbeit | 7 |
| Ronald Hitzler | Ethnographie – Die Erkundung fremder Lebenswelten | 15 |
| Ernst-Uwe Küster | „In the ghetto“ – Jugendarbeit in einem marginalisierten Quartier. Resümee einer ethnografischen Beobachtung | 37 |
| Burkhard Müller | Praktiker als Forscher – Forschen als Praxis: Eine Wahlverwandtschaft? | 65 |
| Richard Krisch | Sozialräumlich orientierte Lebensweltanalysen als Bausteine der Konzeptentwicklung der Jugendarbeit | 77 |
| Ulrich Deinet | Lebensweltanalysen in der Praxis der Jugendarbeit – kein überzogener wissenschaftlicher Anspruch, sondern „Verstehen“ ist gefragt! | 99 |
| Michael Appel | Ethnographisch orientierte Methoden im Prozess von Qualitätssicherung in der Jugendarbeit | 117 |
| Albert Scherr | Anlässe, Schwierigkeiten und Möglichkeiten eines Dialogs zwischen Wissenschaft und Praxis in der Jugendhilfe | 131 |

Anmerkungen

- 1 Peter, H. (1999): Warum Jugendhilfepolitik nicht funktioniert. In: Jugendhilfe in Niedersachsen (JiN), Sonderausgabe 4, Hannover 1999, S. 55-57; Wiesner, R. (2000): Jugendamt im Spannungsfeld von Politik und Fachlichkeit. In: Evangelische Jugendhilfe, 77. Jg., H. 1, S. 6-13.
- 2 Ackermann, F./ Seeck, D. (1999): Der steinige Weg zur Fachlichkeit. Handlungskompetenz in der Sozialen Arbeit, Hildesheim; Thole, W./ Küster-Schapfl, E.-U. (1997): Sozialpädagogische Profis. Beruflicher Habitus, Wissen und Können von PädagogenInnen in der außerschulischen Jugendarbeit, Opladen.
- 3 Sturzenhecker, B. (2000): Grenzen von Planung in der Offenen Jugendarbeit. In: Spiegel, H. v. (2000; Hg.): Jugendarbeit mit Erfolg. Arbeitshilfen und Erfahrungsberichte zur Qualitätsentwicklung und Selbstevaluation, Münster, S. 159-174.
- 4 vgl. Lindner, W. (2000, Hg.): Ethnographische Methoden in der Jugendarbeit. Zugänge, Anregungen, Praxisbeispiele, Opladen.
- 5 Mollenhauer, K. (1998; 33): ‚Sozialpädagogische‘ Forschung. Eine theoretisch-thematische Skizze. In: Rauschenbach/ Thole: Sozialpädagogische Forschung, Weinheim, München, S. 29-446.
- 6 Vgl. die Versozialpädagogisierung durch problemorientierte Talk-Shows.
- 7 Vries, A. de (1998): Eine dörfliche Jugendgruppe und ihre Rituale: zwischen Auf- und Abfallen und Anpassen. In: Schröder, A./ Leonhardt, U. (1998): Jugendkulturen und Adoleszenz, Neuwied; Krefeld 1998; S. 75-93.
- 8 vgl. den Beitrag von B. Müller auf dieser Tagung.
- 9 Jakob, G. (1997): Sozialpädagogische Forschung. In: Jakob, G./ Wensierski, H.-J.v. (Hg; 1997): Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis, Weinheim und München, S. 125-160, hier: S. 126; Jakob, G. (1998): Forschendes Lernen – Lernendes Forschen. Rekonstruktive Forschungsmethoden und pädagogisches Handeln in der Ausbildung. In: Rauschenbach, Th./ Thole, W. (1998; Hg.): Sozialpädagogische Forschung. Gegenstand und Funktionen, Bereiche und Methoden, Weinheim und München, S. 199-225, hier: S. 202.

Ronald Hitzler

Ethnographie – Die Erkundung fremder Lebenswelten

Ich werde versuchen, in der gebotenen Kürze einen Vortrag zu halten, der eigentlich ein How-to-do-Vortrag ist, also keinen theoretischen Vortrag, sondern einen Vortrag für Leute, denen die Wissenschaft der Ethnographie eher fremd ist. Es soll der Versuch sein, einen komprimierten, rezeptartigen Aufriss zu geben, was Ethnographie eigentlich heißen kann.

Mein Thema heißt: Ethnographie – Die Erkundung fremder Lebenswelten; – die beiden Satzteile meinen nicht dasselbe.

Die Erkundung fremder Lebenswelten ist eine bestimmte Art von Ethnographie. Ethnographie ist einfach erst einmal nichts anderes als Beschreiben von Eigenschaften, Zuständen, Handlungen von Personengruppen. Eine bestimmte Art von Ethnographie versucht nun zu beschreiben, wie Menschen die Welt verstehen oder wie Menschen Welt deuten, in welcher Welt sie leben, was ihre Relevanzen sind, usw.. Deshalb beginnen wir diesen kleinen Durchgang, den ich vorhabe, mit zwei einleitenden Feststellungen.

1. Ethnographisch forschen heißt, zirkulär bzw. spiralförmig forschen.

Das bedeutet, es gibt keinen vernünftigen Anfang und kein vernünftiges Ende; Sie fangen irgendwann an, und Sie hören irgendwann auf – weil Ihnen die Mittel ausgehen, die Nerven durchgehen, weil Sie keine Lust mehr haben, weil Ihnen nichts mehr einfällt. Letzteres passierte mir z.B. in meiner Erforschung der Sado-Masochisten. Irgendwann hatte ich einfach keine Idee mehr, was ich wissen wollte, und dann habe ich aufgehört. Aber sonst gehen Sie immer wieder in diese Schleife rein: Sie wenden die Methoden an, erhalten Ergebnisse, reflektieren sie, interpretieren das alles noch einmal, schreiben irgend etwas auf, gehen wieder ins Feld hinein,

stellen fest, das war ein horrendes Blödsinn, den ich da aufgeschrieben habe, versuchen das dann besser aufzuschreiben, usw.. Ethnographisch Forschen jenseits der Frage, was man im Einzelnen tut, ist ein spiralförmiger Prozess. Und dieses tatsächlich spiralförmig und nicht nur zirkulär.

2. Fremde Lebenswelten erkunden heißt, die eigenen Relevanzen „an der Garderobe abgeben“.

An der Stelle verwende ich auch gern den Ausdruck 'künstliche Dummheit', d.h. man begibt sich absichtsvoll in die Position, nichts vorurteilhaft zu wissen. Man entschlägt sich der Gewissheiten, die man andernorts natürlich braucht, wenn man z.B. irgendeine Art von Pädagogik – wie auch immer die aussieht – betreibt. In solchen Fällen müssen Sie einen Plan haben, was das Richtige ist. Fremde Lebenswelten zu erkunden heißt jedoch einfach erst einmal absichtsvoll nicht wissen, was richtig, was gut ist, sondern zu schauen, was die Leute, mit denen man zu tun hat, für richtig, gut oder sonstwie halten.

ETHNOGRAPHIE

1. Man muss ein Forschungsinteresse haben

Das ist weniger trivial, als es scheinen mag. Manch einer zieht ins Feld hinaus und stellt dann fest, dass er eigentlich überhaupt nicht weiß, was er hier soll, z.B. weil er geschickt wurde, oder weil er sich verhält wie ein schlechter Schachspieler (einer, der Züge macht, ohne zu wissen, warum. Wenn Sie wissen, warum Sie einen Zug machen, sind Sie noch lange kein guter Schachspieler, aber wenn Sie nicht wissen, warum Sie einen Zug machen, sind Sie bestimmt ein schlechter). Also: Ein Forschungsinteresse muss man schon haben.

2. Man muss einen Zugang zum Feld finden

Auch dies ist nicht so einfach, wie es sich anhört. Meistens scheitern z.B. Studierende, die ganz erpicht darauf sind Ethnographie zu machen, schon daran, dass sie nicht wissen, welche Telefonnummern man als erstes wählt, um überhaupt irgendwas

zu starten; oder wo man nachschlagen muss oder etwas findet. Zugänge zum Feld sind also sehr wichtig. Und in dieser Suche nach dem Zugang verstecken sich schon sehr viele sehr spannende Daten, die meistens übersehen werden. Anne Hohner hat mehrfach darauf hingewiesen, dass diese erste Phase sehr datenträchtig ist, wir aber vor lauter Beschäftigung mit der Frage 'Was muss man nun alles machen?' vergessen, dass wir bereits in dieser Phase Daten sammeln und produzieren.

3. Man muss ins Feld gehen und mehr oder weniger lang im Feld bleiben

Man muss tatsächlich hingehen, auch wenn's schwer fällt, auch wenn's nicht passt, auch wenn man zu müde ist, auch wenn man eigentlich den Eindruck hat, es sei unter der Würde, – was auch immer. Das Feld kommt nicht bei einem vorbei – man muss einfach hin. Und man muss mehr oder weniger lange im Feld bleiben. Wie lange dieser Zeitraum ist, hängt davon ab wieviel Sie von dem Feld wirklich erfahren wollen, wie schnell Sie sind, wie clever Sie sind, wie sperrig das Feld ist, usw..

4. Man muss sich erst einmal wie ein Schwamm ins Feld hineinlegen

Sie legen einen Schwamm in eine Nässe, und dann saugt er sich voll. Das ist die ideale Variante, zumindest am Anfang. Sie wissen überhaupt nicht, was wissenswert ist. Sie müssen erst einmal alles aufnehmen, was immer Sie kriegen können. Wer also ins Feld hineingeht und schon genau weiß, was wichtig und was unwichtig ist, der wird sehr Vieles übersehen und wird am Ende feststellen, dass ein paar ganz wichtige Daten völlig fehlen. Wenn man zu mir gesagt hätte, Ethnographie von Techno-Parties habe einen wesentlichen Bestandteil in der Klärung der Frage, wie sich die Mädels verhalten, wenn sie aufs Klo gehen, hätte ich gedacht: wahrscheinlich nicht so wichtig! Es ist aber ein ganz zentraler Punkt – wie wir nachher noch feststellen werden.

5. Man muss permanent die eigene Perspektive reflektieren

Man muss sozusagen ständig überlegen: Moment mal, wo stehe ich eigentlich? Ich bin ja nicht das göttliche Auge, ich bin nicht der objektive Blick, sondern ich stehe im Feld mit meiner latenten und aktuellen subjektiven Befindlichkeit, einem konkreten, subjektiven Selbstbild und Bildern von den anderen Personen. Ich werde von Anderen in bestimmten Fremdbildern wahrgenommen, ich habe zu den Gescheh-

nissen um mich herum dieses und jenes Verhältnis. – Das alles bildet meine Perspektive und die muss ich ständig reflektieren. Das ist eine ganz wichtige Aufgabe. Wenn man das vergisst, fängt man an objektivistisch zu argumentieren, objektivistisch zu sein. Man meint dann auf einmal, so seien die Dinge. Nein, so sind die Dinge, wenn man an einem ganz bestimmten Platz, zu einer ganz bestimmten Zeit im Verhältnis zu anderen Akteuren und bestimmten Dingen steht, mit einer ganz bestimmten Befindlichkeit. Ich rede nicht etwa für irgendeine Betroffenheitsforschung innerhalb der Feldforschung, das liegt mir völlig fern. Man muss einfach klären, wie man die Dinge sieht – nur dann kann man auch klären, warum man andererseits bestimmte Dinge systematisch nicht sieht.

6. Man muss das zur Verfügung stehende Methodenarsenal der Datenerhebung und Datenauswertung kennen

Wir haben ein sehr breites Methodenarsenal, sowohl was standardisierte als auch nicht-standardisierte Techniken angeht. Ich bin ein großer Befürworter standardisierter Techniken, – nur manchmal taugen sie wenig bis nichts. Immer wenn es darum geht, Neues wirklich zu erkunden, dann können Sie mit Standardverfahren natürlich wenig anfangen; – und bei ein paar anderen Fragen auch. Aber man muss das wissen. Man muss wissen, welche Erhebungs- und welche Auswertungstechniken zur Verfügung stehen.

7. Man muss aus dem Arsenal die geeignet erscheinenden Methoden auswählen und anwenden

Man muss also aus dem, was zur Verfügung steht – und es ist wirklich nützlich, einen breiten Überblick zu haben –, die einem selber – aus welchen Gründen auch immer – geeignet erscheinenden Methoden auswählen und diese dann auch anwenden. Dieses Auswählen der Methoden bedeutet sich zu fragen: Was will ich jetzt hier wissen, was kann ich hier mit welchen Mitteln in Erfahrung bringen?, und das mache ich dann. Wenn Sie beispielsweise nur die Methode des Interviews kennen oder überhaupt meinen, Feldforschung heiße Interviews machen und sonst gar nichts, dann fangen Sie an, die Welt auf Ihre Methode zu reduzieren. Und das wäre fatal, wenn man ernsthaft Ethnographie betreiben will.

8. Man muss die Forschungsaktivitäten (immer wieder neu) justieren und fokussieren (Trichterprinzip)

Diese Neu-Justieren heißt, man macht etwas, aber das Feld ist anders als man es sich vorgestellt hat; oder die Dinge entwickeln sich anders, als man sie sich vorgestellt hat. Dann muss man überlegen: Moment mal! Halte ich nun an diesem Konzept einfach stur fest? Bin ich jemand, der mit der Machete einfach möglichst gerade durch den Urwald geht? Oder lasse ich mich ablenken davon, dass da drüben irgendein merkwürdig interessantes Biotop mit Orchideen steht? Hau' ich dann das alles erst einmal alles zu Klump oder gehe ich dahin? Also es spricht viel dafür, manches auch zu Klump zu hauen. Nicht dass Sie jetzt den Eindruck haben, ich plädiere für ein ökologisches Forschungsverhalten, – das meine ich nicht. Fokussieren heißt, man muss immer wieder versuchen, die Fülle dessen, was man in dieser Schwammposition aufnimmt, doch wieder zu bändigen und dabei die Fragen, die man stellt, ein bisschen zuzuspitzen, um das Ganze zusammen laufen zu lassen. Das meint dieses Trichterförmige. Man muss aber dann auch wieder sehen, dass man in dem Moment, in dem man anfängt trichterförmig zu arbeiten, d.h. also die Fragestellung zu verengen, sehr schnell wieder sehr Vieles übersieht, – und dann muss man wieder aufmachen. Deshalb immer wieder neu, nicht einmal und dann hat sich das erledigt, sondern man muss das immer wieder neu tun.

DATA-CATCHING

Hier soll gefragt werden, was tun wir nun tatsächlich methodisch kontrolliert?

1. Man muss explorative Interviews machen (quasi-normale Gespräche usw.)

Wenn man sich in einem Feld noch nicht sehr gut auskennt, beginnt man in der Regel explorative Interviews zu führen, d.h. Interviews, bei denen man erkundet: Was erzählen einem die Leute so alles? Man redet mit den Leuten auf dem Feld (was hat Geertz gesagt: beim Reispflanzen), bei dem, was sie machen, und beobachtet, wie sie miteinander reden. Man hat zwar selber eine Idee, wie man zu reden hat oder man hat irgendwo mal gelernt, wie man ein korrektes Interview führt oder ein Verhör oder was auch immer – hier aber geht man hin und guckt erst einmal: Wie re-

den die miteinander? Man muss zuerst einmal zuhören und dann versuchen, mit den Leuten zu reden. Dann stellt man sehr schnell fest, dass man völlig ahnungslos ist, weil man natürlich dieses quasi-normale Sprechen derer, mit denen man nun zu tun hat, erst einmal gar nicht kann. Solche quasi-normalen Gespräche zu führen, ist eine ziemlich aufwändige Geschichte, weil „quasi-normal“ eine relative Normalität, nämlich die Normalität des Feldes ist, das man erforschen will.

2 Man muss Dokumente sammeln, sichten, sortieren, auswerten und interpretieren (Orientierung im Feld und über feldspezifische Relevanzen).

Dokument ist alles, was das Feld hinter sich lässt, was liegen bleibt, was irgendwie eine objektivierte Gestalt hat; etwas, das man mitnehmen kann, aufzeichnen kann usw., Dinge also, die das Feld produziert, wirkliche Artefakte in jeder Form. Natürlich sind Dokumente vorzugsweise Textdokumente – das ist für Textmenschen, die wir alle in der Regel sind, die einfachste und die beliebteste Form. Aber Dokumente können auch weggeworfene Gummibärchen sein, also irgend etwas, was sozusagen ins Feld geschmissen wird. Diese Dokumente sammelt man, sichtet man, sortiert man (und schon hat man eine museale Tätigkeit parallel zur sonstigen Feldarbeit), wertet sie irgendwie aus (ich meine dabei zunächst einmal wirklich 'irgendwie'), und fängt dann an, sie zu interpretieren. Das Interpretieren ist der eigentlich strenge, systematische Vorgang, um den es geht. Das hilft dabei, sich im Feld zu orientieren und feldspezifische Relevanzen in Relation zu den Gesprächen, die man führt, in den Griff zu kriegen.

3. Man muss (ständig) beobachten (unsystematisch und systematisch, offen und verdeckt).

Systematisiertes Beobachten heißt, sich einen Beobachtungsplan zu machen und abzarbeiten. Unsystematisiertes Beobachten heißt zu schauen, was ich mitkriege, zu lauschen, denn Beobachten meint natürlich auch Hören. Sehr Vieles hören wir einfach; das Sehen ist nur ein besonderer, in der Tat augenfälliger Aspekt des Beobachtens. Und man kann natürlich offen beobachten oder verdeckt. Das ist a) eine ethische Frage für viele und b) vor allem eine Frage des 'Worum geht's eigentlich, was will ich herausfinden?'. Nicht jede Beobachtung lässt sich durchführen,

wenn man sie völlig offenlegt. Dann verschwindet mitunter das Beobachtbare, und deshalb muss man dann verdeckt beobachten. Verdeckt Beobachten ist aber nicht ohne Schwierigkeiten: Man wird z.B. leicht erwischt. Verdeckt Beobachten sollte man nur, wenn man einen guten Grund hat. In der Regel haben die Leute überhaupt kein Problem, beobachtet zu werden. Auch Sado-Masochisten (dies als Beispiel für ein besonders sensibles Feld) haben kaum mehr Probleme beobachtet zu werden als z.B. Bundestagsabgeordnete.

4. Man muss seine Beobachterperspektive reflektieren, bzw. kontrollieren (ABS-System: Abstand, Blickwinkel, Standort).

Hier rede ich normalerweise gerne ein Stündchen über das sogenannte ABS-System. Die Perspektive, die man hat, setzt sich im Grunde genommen zusammen aus drei Komponenten:

- Der Abstand: Man hat einen bestimmten Abstand zu etwas – wobei die Frage des Abstandes nur dann wirklich genau zu klären ist, wenn man einen messbaren Abstand hat. Aber es gibt so etwas wie innere Abstände, situative Abstände, usw.; dann ist sehr viel schwerer zu kontrollieren und festzustellen, in welchem Abstand ich nun eigentlich im Moment zu dem, was mich interessiert, stehe.
- Der Blickwinkel: Hier wird gefragt nach dem Objektiv, durch das ich schaue. Es ist ein großer Unterschied, ob ich quasi mit einem Dreihundert-Millimeter-Objektiv im Gehirn auf etwas hingucke oder ob ich ein Weitwinkel im Schädel habe, ein Fischauge. Sie nehmen dann völlig andere Dinge wahr. Und deshalb ist es wichtig auf den Blickwinkel zu reflektieren.
- Der Standort: Standort heißt, ich bin nicht nur in einer bestimmten Entfernung zu dem was ich beobachte, sondern ich kann mich auch im Kreis drumherum bewegen und habe damit unterschiedliche Standorte.

Alle drei Kategorien wären ausführlicher zu erläutern und zu diskutieren. Ich konnte sie jetzt nur andeuten. Ich nenne das gerne das ABS-System, weil das leichter zu merken ist.

5. Man muss die Daten fixieren.

Ein ganz wichtiger Punkt! Denn Daten, die Sie nur erhoben haben und die Sie nicht fixieren, sind gar keine Daten – sie sind weg, die können Sie vergessen. Sie müssen

die Daten fixieren, die Sie mit all diesen verschiedenen Verfahrenstechniken und Methoden erhoben haben. Soweit zu Data-Catching, der Jagd nach den Daten.

LEBENSWELTLICHE ETHNOGRAPHIE

Ich sagte bereits, nicht jede Ethnographie ist die Erkundung fremder Lebenswelten. Doch die lebensweltliche Ethnographie versucht nun, die Lebenswelten anderer Menschen zu erkunden. Was sind die Lebenswelten? Das ist nichts anderes als deren Welt, wie sie sie erfahren. Wir haben nichts anderes; es gibt nicht Lebenswelt und eine andere Welt. Eine Welt, die nicht Lebenswelt ist, ist ein Konstrukt, z.B. ein wissenschaftliches Konstrukt, ein galileisches, kopernikanisches, newtonsches Paradigma, das wir alle glauben, die Mathematisierbarkeit der Welt, sozusagen die Welt an sich. Wir haben aber keine Ahnung von der Welt an sich. Wir haben die Welt nur als eine erfahrene Welt; und das meint Lebenswelt, nicht mehr. Nicht irgendetwas Kleines, Gefühliges, Nettes, nein, das, was wir als Welt haben, ist unsere Lebenswelt. Unsere eigene Lebenswelt zu erforschen, zu erkunden, ist schon ziemlich schwierig. Die Lebenswelten anderer zu erkunden ist ein riesiges Problem, das über das hinausgeht, was wir leisten können mit dem Reden, dem Zugucken, dem Analysieren von Dokumenten. Dass es aber darüber hinausgehen muss, leuchtet uns sofort ein. Lebensweltliche Ethnographie meint zunächst einmal:

1. Man muss an der Rekonstruktion der perspektivischen Relevanzen der untersuchten Akteure interessiert sein.

Man kann nicht lebensweltliche Ethnographie machen mit der Vorgabe, eigentlich alles besser zu wissen als die, deren Lebenswelt man erforschen will. Man kann also weder mit einem psychotherapeutisch-psychoanalytischen, noch mit einem pädagogischen Anspruch lebensweltliche Ethnographie betreiben. Wenn man meint besser zu wissen was wichtig ist als die, die man untersucht, betreibt man alles Mögliche – sicher furchtbar wichtige Dinge –, aber keine lebensweltliche Ethnographie. Man muss sich schon dafür interessieren, was ist denen wichtig? Und das ist sehr, sehr schwierig herauszufinden. Man kann diese Leute fragen, man kann sich selber fragen, und andere fragen. Doch die Antworten auf diese Frage unterliegen prägenden Faktoren, d.h. die Antworten haben relativ wenig mit den faktischen Rele-

vanzen zu tun und sehr viel mit der Frage: Wieso inszeniere ich diese Relevanzen als meine gegenüber diesem Anderen, mit dem ich gerade unter diesen Bedingungen zu tun habe? Was macht man also? Man betreibt eigentlich ein sisyphoides Unternehmen. Es gelingt nicht wirklich, aber man kann sich dauernd anstrengen; man kann diesen Stein immer mal wieder hochschieben und dann wissen: Ich werde wieder hinter ihm her hinunterlaufen.

2. Man muss (zumindest ein gewisses Maß an) 'Verkafferung' anstreben.

Die genuine Vorgehensweise ist tatsächlich die intendierte Verkafferung. Ich gehe rein, um einer zu werden wie die, mit denen ich zu tun habe. Ich will so sein. Das ist schwierig. Wenn Sie es z.B. mit Wiener Zuhältern zu tun haben und Sie sagen, ich will einer werden wie die, haben Sie erhebliche Probleme. Roland Gürtler hat das aufgeschrieben. Verkafferung ist angestrebt, aber natürlich eine kontrollierte Verkafferung, d.h. wir hoffen alle, dass diejenigen, die verkaffern, zurückkommen und dann über ihre Verkafferungserlebnisse reden und berichten können. Eine echte Verkafferung führt dazu, dass sie dort bleiben. Das große Beispiel hierfür ist Frank Cushing gewesen, der, wenn ich mich richtig erinnere, als Ethnologe bei den Navajos war, und der irgendwann einmal festgestellt hat, dass es dort viel spannender als in der Wissenschaft ist und dann wurde er irgendwann Häuptling bei den Indianern – und dann gab es leider nichts mehr von Frank Cushing. Das war echtes „going native“. Wir aber suchen eine Form des „going native“, die wir noch gerade so kontrollieren können. Und manchmal kann man es nicht mehr kontrollieren – morgens um sechs Uhr kann ich das manchmal nicht mehr kontrollieren.

3. Man muss von der teilnehmenden Beobachtung zur beobachtenden Teilnahme wechseln.

Teilnehmende Beobachtung macht ja jeder. Wenn man heute einen, der überhaupt noch Feldforschung macht, fragt, was machen Sie denn, dann macht der teilnehmende Beobachtung. Was immer das heißen mag – wir meinen etwas anderes: Wir meinen beobachtende Teilnahme. Der Schwerpunkt liegt auf der Teilnahme, auf dem Versuch, wirklich teilzunehmen und dabei auch noch zu beobachten. Das ist sehr schwierig, weil Teilnehmen und Beobachten eigentlich widersprüchliche Verhaltensweisen sind. Wenn man wirklich teilnimmt, beobachtet man kaum noch;

wenn man wirklich beobachtet, kommt man kaum noch zum Teilnehmen. Das ist ein Dilemma, wie so viele Dilemmata in der ganzen lebensweltlichen Erkundung drinstecken.

4. Man muss seinen Teilnehmer-Status für Experteninterviews (im strengen Sinne) nutzen.

Experteninterviews in unserem Sinne sind keine Interviews mit Leuten, die man aus welchen Gründen auch immer für Experten auf irgendeinem Gebiet hält. Experteninterviews sind Interviews zwischen Experten: Da stehen sich zwei gegenüber, die sich wechselseitig respektieren als kompetent für ein Thema; erst dann kann man Experteninterviews führen. Gemeint ist also nicht ein Interview nach dem Motto „Ich bin ein bisschen doof, erklär' mir das mal!“ – das ist kein Experteninterview. Solch eine Befragung Experteninterview zu nennen ist als wenn man sagte, jetzt mache ich Katholikeninterviews oder Fraueninterviews, nur weil ich mit Katholiken oder mit Frauen rede. Experteninterviews beinhalten zusätzlich, dass es auch um den Status des Interviewers geht. Der muss als Quasi-Experte auftauchen; und das kann er erst, wenn er natürlich genau das nutzt, was er vorher mühsam erworben hat: den tatsächlichen Teilnehmerstatus.

5. Man muss sein Mit-Erleben reflektieren (Blickwinkel und Standort).

Dieses Mit-Sein, dieses Involviert-Sein, dieses existenzielle Drin-Sein in einem Feld, muss beständig reflektiert werden, insbesondere wieder im Hinblick auf Blickwinkel und Standort. Nicht so sehr im Hinblick auf Abstand, weil man den Abstand hier ganz schwierig kontrollieren kann.

DATA-USING

Wir sind jetzt dort angelangt, wo wir die Daten ausarbeiten, auswerten und interpretieren.

1. Man muss (im Hinblick auf das Forschungsinteresse) geeignete erscheinende Analysetechniken bzw. Interpretationsverfahren auswählen und anwenden.

Das Forschungsinteresse ist eben jenes, das man hat (inzwischen hat, wieder hat, immer noch hat). Man kann unter Umständen ein völlig anderes haben als am Anfang. Analysetechniken ist der weitere Begriff, Interpretationsverfahren sind ein bisschen spezifischer, stärker am Verstehen orientiert als die Analysetechniken, sozusagen ein Teil der Analysetechniken. Die muss man auswählen und auf die Gegenstände, auf die vorhandenen Daten, anwenden.

Nun kommen zwei Spiegelstriche mit „Man kann“.

2. Man kann die fixierten Daten im Rekurs auf verschiedene Verfahren sozialwissenschaftlicher Hermeneutik interpretieren.

Man kann das, man muss das natürlich nicht. Es gibt viele andere Interpretationsverfahren, aber das sind unsere. Wir nehmen verschiedene Verfahren der sogenannten sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Dazu gehören auch z.B. die Verfahren der ethnographischen Semantik oder der Konversationsanalyse oder der Gattungsanalyse, aber auch Hermeneutiken im engeren Sinne sowie Narrationsanalyse. Das alles ist im Kanon sozialwissenschaftlicher Hermeneutik enthalten. Es gibt darüber hinaus weitere, wohlausgearbeitete Möglichkeiten der Interpretation fixierter Daten, also derjenigen Daten, die wir mit den üblichen Werkzeugen der Sozialforschung (Interview, Beobachtung, Dokumente) erheben.

3. Man kann die (nicht fixierbaren) Daten des (reflektierten) eigenen Erlebens im Rekurs auf phänomenologische Reduktionstechniken analysieren.

Diese Daten werden konstituiert durch mein Miterleben, meine Teilnahme, mein Involviert-Sein. Es sind Daten, die ich nicht fixieren kann. Ich kann natürlich ein Gedächtnisprotokoll meines Erlebens erstellen. Das sind aber nicht die fixierten Daten meines Erlebens, sondern das ist eine ex-post-Interpretation eines komplexen Erlebnisraumes, wahrscheinlich noch literarisch zugespitzt. So etwas haben wir auch: „Mein erster Rave“, oder so ähnlich. Das ist wunderschön zu lesen, literarisch gelungen. Es ist aber nur eine Spur, eine Erinnerungsspur, und kann überhaupt nicht vermitteln, was dort erlebt wurde. Und das wäre ja sehr wichtig als Einstieg in ein bestimmtes Feld. Wenn Sie nicht phänomenologische Techniken anwenden oder irgendetwas anderes, was Ihnen plausibler erscheint – mir fällt nichts Besseres ein als

Phänomenologie –, was also geeignet ist, um tatsächlich Erlebnisdaten, nicht fixierte Daten zu interpretieren, dann brauchen Sie das überhaupt nicht zu machen. Denn wenn Sie keine Möglichkeit haben darauf zuzugreifen und damit systematisch interpretativ umzugehen, dann nützt das überhaupt nichts, was Sie mühsam, durch lange Feldinvolviertheit an Daten aufgesammelt haben. Denn das geht nicht mit Hermeneutik, weil Hermeneutik nur funktioniert, wenn Sie fixierte Daten haben. Sie brauchen keinen Text, aber Sie brauchen fixierte Daten. Sie müssen das angucken, hin- und herwenden, vor- und zurückspulen können.

4. Man muss die durch Interpretation und Analyse erzeugten

'Konstrukte zweiter Ordnung' aufeinander beziehen ('triangulieren').

Was wir ständig produzieren sind sozusagen Konstrukte erster Ordnung. Das produzieren alle und andauernd (sie wissen es nur nicht, wir übrigens auch nicht). Wenn man sich nun diesen Konstrukten zuwendet und diese selber rekonstruiert, entstehen Konstrukte zweiter Ordnung. Diese Konstrukte zweiter Ordnung, die wir durch die Interpretationen – nicht durch die Daten – selber erzeugen, müssen wir wieder aufeinander beziehen, denn es sind ja ganz verschiedene Konstrukte. Es macht einen gewaltigen Unterschied, ob Sie beispielsweise eine Dokumentenanalyse durchführen – im Rekurs auf die dokumentarische Methode nach Bohnsack – oder daneben bspw. ein Interview haben, das Sie im Rekurs auf Gattungsanalyse auswerten. Dann haben Sie völlig verschiedene Daten, und jetzt geht es um die Frage: Wie stehen die zueinander, wie lassen sich die aufeinander beziehen? Das nennt man dann sehr oft – nicht ganz passend – triangulieren.

ERTRAG

1. Man muss die theoretische Relevanz der empirischen Ergebnisse reflektieren.

Dies bedeutet, dass man nicht steckenbleibt in der reinen Beschreibung von Dingen, die passieren, oder in der reinen Interpretation von Daten, sondern man muss nun überlegen, welche theoretische Relevanz das hat, was ich zu Tage gefördert habe.

2. Man muss den Ertrag der empirisch-theoretischen Forschungsaktivitäten intersubjektiv verfügbar machen.

Das steckt schon im Wort Ethnographie drin: das Schreiben. Aber es muss nicht heißen, dass man einen Text schreiben muss, – man kann auch Vorträge halten. Man kann aber auch ein ästhetisches Mittel wie z.B. Video-Darstellungen wählen. Man muss sich darüber verständigen, inwiefern das gelingen kann; es gibt viele Versuche, viele Anstrengungen mit neuen Techniken Ethnographie nicht nur zu betreiben, sondern auch zu fixieren. Bis heute ist das jedoch noch nicht so sonderlich überzeugend. Aber man muss es irgendwie wieder intersubjektiv verfügbar machen. Wenn Sie das nicht machen, machen Sie keine Ethnographie. Es muss etwas dabei herauskommen; Sie liefern – wie auch immer – ein Produkt ab.

3. Man muss die zwangsläufige, unumgängliche Verfremdung (Simplifizierung und Verkomplizierung) der fremden Lebenswelt reflektieren.

Viele Ethnographen entwickeln eine Art Authentizitätswahn. Sie meinen, weil sie dabei sind und sich gut auskennen, wüssten sie nicht nur, wie das wirklich ist, sondern sie könnten es auch noch sagen, zeigen und begreifbar machen. Nein, wir verfremden stets, wir machen Konstrukte zweiter Ordnung. Wir können nicht anders als zu verfremden. Diese Verfremdung ist in der Regel sowohl eine Simplifizierung als auch eine Verkomplizierung. Wenn Sie über soziale Lebenswelten reden mit Leuten, die diese Lebenswelten haben, dann haben die oft den Eindruck: 'Mein Gott, das ist aber ein bisschen komplizierter'. Und dann sagen die auch: 'So einfach ist das aber in Wirklichkeit nicht!' Dann sagen wir: 'Nein, natürlich nicht!'. Wenn Sie aber irgendwas sagen, was die selber noch nicht gesehen haben oder nicht wahrnehmen, dann sagen die: 'Das ist ja viel zu kompliziert, so stimmt das doch nicht!'. Wir simplifizieren einerseits die Lebenswelten und wir verkomplizieren sie andererseits. Wir kommen da nicht drum herum. Wir versuchen das zu vermeiden, aber zwangsläufig verfremden wir.

4. Man muss 'eigentlich' wieder von vorne anfangen.

Ja, – dann, wenn man all dies gemacht hat, muss man 'eigentlich' wieder von vorne anfangen.

Zu all dem Gesagten in aller gebotenen Kürze ein Beispiel:

Die Techno-Party-Szene

Jetzt kann ich Ihnen nicht umfangreiche Ergebnisse erzählen, denn das wären dann wieder ganze, eigenständige Vorträge. Ich wollte nur an kurzen Beispielen zeigen, wie ein Forschungsprozess – wir machen den seit ca. 5? Jahren – ganz simpel verlaufen kann. Das ist ein Verlauf, der sich etwa so darstellen lässt:

Raver werden

Die Bereitschaft ein Raver zu werden steht am Anfang. Dann geht man einfach hin, da ist die Erforschung der Techno-Szene, was den Feldzugang betrifft, sehr viel unproblematischer als z.B. die Erforschung der Lebenswelt von Bundestagsabgeordneten oder von Reproduktionsmedizinerinnen. Zur Techno-Szene gehen Sie hin, bestenfalls müssen Sie einen Eintritt zahlen, – und dann sind Sie dabei. Nun können Sie dort herumstehen wie ein Fremdkörper oder Sie lernen, mehr oder weniger schnell, ein Raver zu sein. Dann fangen Sie an Dinge zu tun, die man tut, wenn man Raver ist. Und Dinge zu lassen, die man nicht tut, wenn man ein Raver ist. Das meint Raver werden, – ein ganz normaler Techno-Fan zu sein. Dieses Stadium hat bei uns etwa ein Jahr in Anspruch genommen, wo wir ganz normal, völlig unprominent einfach dazwischen sind und mitgetobt haben.

Interne Zugänge erschließen

Sie haben ja ein bisschen mehr Interesse als jemand, der tatsächlich nur teilnimmt, denn Sie sind beobachtender Teilnehmer. D.h. Sie versuchen, im Laufe dieses Raver-Seins ein bisschen mehr zu ergründen. Sie erschließen weitere Zugänge im Feld. In der Techno-Szene, in der es einen Mythos gibt und eine globale Ideologie, die heißt 'We are one family', gibt es wahnwitzig viele Geheimgänge, geheime Zugänge zu Dingen, die eben nicht für alle sind. Es ist sehr spannend da dahinter zu kommen. Ein Zugang, der völlig unproblematisch ist, ist z.B. das Unisex-Klo, wie bei Ally Mc-Beal, nur sieht es ein bisschen schauerlicher aus, wenn da 20.000 Leute gleichzeitig hinwollen. Diese Idee kennen wir im Grunde sehr lange: Bei Raves gibt es zwar Toiletten für Jungs und Mädels, aber das ist relativ schnell äußerst irrelevant. Weil ja bekanntlich immer zu wenig Toiletten für Frauen da sind, und immer relativ viel

Luft und Raum für Herren, mischt sich das sehr schnell. Aber es gibt noch andere spannende Geschichten, was die Toiletten angeht, aber die lasse ich jetzt 'mal weg (z.B. warum die Mädels so furchtbar gern zusammen auf die Toilette gehen u.ä.).

Interne Zugänge meint jedoch Zugänge zu Bereichen, die abgeriegelt sind, wo es intern nochmal so etwas wie Türwächter gibt, Leute, die aufpassen, dass man da nicht hingehet. Und das ist nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich, vor allem aber sozial gemeint. Das muss nicht heißen, man darf nicht durch die nächste Tür, sondern es kann sehr oft auch heißen, man darf zu diesem Kreis, zu diesen Leuten nicht dazu. Da ist nichts abgeschlossen im formalen Sinne, sondern im sozialen Sinne. Das sind interne Zugänge, und die erschließt man sich.

VIP werden (Privilegien)

Irgendwann wird man VIP, very important person. Die Raver haben ganz schlicht diese Begriffe übernommen. Ein VIP hat Privilegien; das Hauptprivileg des VIPs ist, dass er umsonst auf die Parties darf. Es gibt relativ viele VIPs, weil die Macher der Techno-Szene in der Regel größere Freundeskreise haben. VIP zu sein ist nicht wirklich das, was man erreichen will, sondern das ist der Anfang von etwas Besserem, – mehr zu sein als ein gemeiner Raver.

Status (bzw. Perspektive) im Feld reflektieren

Spätestens dann wenn man ein VIP geworden ist, fängt man an, den Status, den man im Feld hat, zu reflektieren und stellt fest: Moment mal, ich kann nicht mehr länger so tun, als ob ich hier wie einer von vielen die Party als einfacher Raver erlebe. Ich erlebe die Party signifikant anders als die 10-, 20-, 30.000, die sich da beim Tanz vergnügen. Irgendetwas hat sich da verändert; das muss reflektiert werden. Man gehört innerhalb der Szene zu einer anderen Kategorie von Leuten.

Sich 'nützlich' machen (dazu gehören)

Man fängt an, sich nützlich zu machen, in welcher Form auch immer. Das sind selber wieder lange Geschichten, aber irgendwelche Formen von Sich-nützlich-machen findet man. Und wenn man das ein Weilchen gemacht hat, dann erhält man eine Qualität, die lässt sich sehr schwer in Kürze darstellen. Dazu bedürfte es langer Beschreibungen. Man wird ein Freund.

Zum 'Freund' werden (Geheimnisse teilen)

In der Techno-Szene gibt es eigentlich nur zwei Arten von Leuten: Freunde und andere Leute. Freunde sind Leute, die dazugehören; Freunde sind Leute, vor denen man keine Geheimnisse hat, Leute, die völlig verlässlich sind und die, wenn sie das gleiche tun wie andere Leute, völlig anders bewertet werden als diese anderen Leute. Wenn man zur Kategorie 'andere Leute' oder 'gemeine Raver' gehört und nicht 'Freund' ist, und man schüttet beispielsweise Bier um sich, dann ist man eine alte Drecksau und wird rausgeschmissen. Wenn man ein 'Freund' ist, dann sagen alle: He, das ist ein Freund, der hat Spaß! Wenn Freunde z.B. auf dem Schiff unterwegs sind, also Rave & Cruise machen, schmeißen sie schon 'mal gelegentlich hundert Liegestühle über Bord, einfach weil das Spaß macht.

Von Welt zu Welt in der Welt der Technoiden wandern

Es gibt nicht eine große Techno-Welt, sondern viele besondere. Wenn wir von sozialer Lebenswelt reden, dann betreiben wir böse Vereinfachung. Für Leute, die das nicht erleben, versuchen wir es ein bisschen verständlich zu machen, indem wir stark simplifizieren. Tatsächlich wandern wir in der Welt der Technoiden in verschiedenen Welten herum und wandern von der einen Welt zur anderen Welt; alle sind hochspannend und berichtenswert.

Die eigene 'Karriere' reflektieren

Man muss die eigene Karriere beständig reflektieren. Man macht tatsächlich eine Karriere im Goffman'schen Sinne – wie Goffman in den Asylen das beschrieben hat, die psychiatrische Karriere z.B. –, nicht eine Karriere von unten nach oben; die Karriere kann auch von oben nach unten gehen oder in Berg- und Talfahrten verlaufen. Man durchläuft eine Karriere in der Szene und die muss man reflektieren, weil man sonst nicht weiß, von welcher Perspektive aus man redet, warum man Dinge so wahrnimmt, wie man sie jetzt gerade wahrnimmt.

Re-Distanzierungen erleben und vornehmen

Irgenwann fängt man an, sich von bestimmten Dingen im Feld zu verabschieden. Man fängt an, wie andere auch, und kommt auch gar nicht umhin, hier Positionen zu beziehen. Re-Distanzierungen werden einem auch aufgezwungen. Man stellt

beispielsweise fest, dass man nicht mit allen gleichermaßen Freund sein kann. Wenn man mit der Possi aus Frankfurt gut auskommt, hat man Probleme mit der Possi aus München; oder ähnliches. Und man selber kommt auf Dauer nicht umhin, Vorlieben und Abneigungen zu hegen. Es gibt ein paar Leute, mit denen komme ich einfach nicht zu Potte; – und die mit mir auch nicht. Man strengt sich wahnsinnig an, aber es gelingt nicht wirklich dauerhaft, sich völlig rauszuhalten.

Verhältnis zum Feld neu organisieren

Man muss das Verhältnis zum Feld immer wieder neu und irgendwann auch einmal grundsätzlich neu organisieren, nämlich dann, wenn man beschließt, aus diesem Feld herauszugehen. Aber das heißt nicht, dass man die Tür hinter sich zumacht, und das war's. Sie haben Freunde! Niemand – Anne Hohner hat das einmal geschrieben – kommt aus einem Feld so heraus wie er hineingeht. Es macht einen völlig anders. Man redet anders, man isst anders, man hat andere Menschen, die einem wichtig sind. Das alles nimmt man mit. Also muss man, wenn man sagt, ich untersuche das jetzt nicht mehr, das Verhältnis zu diesem Feld organisieren. Auch wenn man sagt, ich rede mit keinem aus dem Feld mehr: das ist auch eine Form der Organisation.

ERTRÄGE

Das kann ich jetzt nur noch andeuten. Man fragt uns immer: Was kommt dabei heraus. Von den vielen Ergebnissen habe ich einmal ein paar Dinge aufgelistet, wozu wir wirklich etwas zu sagen hätten. Dabei würde die Erläuterung eines jeden der folgenden Punkte einen Vortrag von etwa einer Stunde umfassen.

Party-Prinzipien (Event-Formen)

Welche Arten von Geselligkeiten hat die Techno-Szene und welche Bedeutung haben diese Arten? Was passiert da? Warum sind sie in welcher Form und wie wichtig für wen?

Musik-Machen und DJing

Wir haben uns natürlich mit dem Musik-Machen und dem damit verbundenen DJing beschäftigt. Gemeint ist nicht Komponieren, sondern das Musik-Machen. Die sim-

pelste Feststellung dabei ist: Techno-Musik wird zweimal gemacht. Das erste Mal wird sie am Computer gemacht – gesampelt, eingescannt oder wie auch immer. Dabei entsteht idealerweise ein Track; – dazu würde man außerhalb der Szene 'Stück' oder 'Lied' sagen. Es sind aber keine Lieder, keine Stücke, sondern es sind Vorlagen. Da ist etwas auf einer Scheibe drauf. Und der DJ nimmt das und nimmt andere Scheiben dazu und macht situativ am Turn-Table eine andere Musik daraus. Wesb-am hat neulich gesagt – dem Sinne nach –, es gehe darum, dass zwei Platten miteinander Sex machen. Die müssen zusammenlaufen, müssen ineinanderkriechen, und am Ende muss etwas rauskommen, was nicht vorher im Plattenkoffer dabei war. Das ist DJ-Kunst. Es ist eine sehr spannende Geschichte, anzugucken, wie das Musik-Machen funktioniert im Studio oder live auf der Bühne als Djing.

Drug Using

Man kann nicht die Techno-Szene erforschen und so tun, als ob die noch nie ein Bier getrunken hätten. Beispielsweise ist es auch spannend, in München bei Rave-City zu sein, wenn parallel dazu das Oktoberfest läuft. Man geht in den frühen Morgenstunden durch die Stadt, findet dabei permanent 'Drogenleichen' – und die sind alle nicht aus Rave-City! Jedesmal warten bei den Events riesige Erste-Hilfe-Mannschaften auf die anrollenden Raver-Massen und deren Herz-Kreislauf-Versagen. Am Anfang unserer Feldforschung, als wir über die Techno-Szene sprachen, war immer die große Frage, bei Sozialarbeitern insbesondere: Ja kommen denn da große Probleme auf uns zu? Ich weiß es nicht. Das sind komische Geschichten. Aber es gilt eines, und das ist sehr wichtig für Drug-Using in der Techno-Szene: 'Music is the only drug'; wir nehmen keine Drogen, wir kennen niemanden, der Drogen nimmt und wir kennen auch niemanden, der jemanden kennt, der Drogen nimmt. Wer das nicht begreift, der ist ein Nix-Checker, wie das Jürgen Laermann mal gesagt hat.

Techno-Erotik (Raver Sex)

Die Techno-Erotik ist eine besondere, auch darüber müsste ich länger erzählen. Es ist schon eine bestimmte Art von Erotik, um die es hier geht. Wir haben da von Raver-Sex gesprochen.

Techno-Ästhetik (sampeln usw.)

Techno-Ästhetik gibt es dort wo Techno hinauswirkt, diffundiert in unser aller Normal-Ästhetik. Techno hat tiefe Spuren hinterlassen, die wir kaum noch wahrnehmen, nicht nur in der Musik, sondern in sehr vielen Dingen, welche detailliert aufzulisten wären.

Das waren die mehr 'beiläufigen' Ergebnisse. Intensive Erträge aus intensiver Beschäftigung liegen zu den folgenden Topoi vor:

Binnendifferenzierungen der Techno-Population (Inklusionen und Exklusionen)

Welche Arten sozialer Ungleichheiten gibt es in dieser Population, die sich community nennt und als Global-Gemeinschaft sich versteht. Welche Formen und Qualitäten von Ungleichheiten lassen sich feststellen und worauf basieren sie?

Techno-Moral (unity and difference)

Wir haben uns sehr intensiv mit Techno-Moral, mit der Moral in dieser Szene, beschäftigt, die man im Grunde immer behandeln kann unter diesem paradoxen Gedanken 'unity and difference' in gleichzeitigem Vorhandensein. Auch kann man immer wieder sagen, der Grundsatz 'Spaß muss sein' gilt; oder wie Winfried Gebhardt gesagt hat: „Spaß haben und niemand weh tun“, – das wäre wahrscheinlich noch die bessere Beschreibung. Aber auch dies ist ein großes Kapitel.

Techno-Politik (Existentielle Strategien)

Wir haben uns auch mit der Frage beschäftigt, wie unpolitisch ist Techno? Techno ist überhaupt nicht unpolitisch, es ist hochgradig politisch, – nicht in einem konventionellen Sinn, nicht im Sinne eines Politikbegriffes aus dem Gemeinschaftskunde-Unterricht oder aus dem gängigen Verständnis demokratischer Wahlen. Nein, das sind existentielle Strategien, Strategien der Durchsetzung der eigenen Idee, des eigenen Lebens – was immer man damit meint –, und dafür betreibt der Raver einen wahnsinnigen Aufwand.

Die Organisationselite

Das war das Hauptthema, mit dem wir uns beschäftigt haben und nach wie vor befassen. Techno ist in aller Regel ein sehr aufwendiges Unterfangen. Es gibt natürlich illegale Raves auf non-profit-Basis, auf low-budget-Basis; aber die spannenden großen Party-Events sind sehr kostenintensiv, sehr aufwändig und sehr riskant. Die Mayday in Dortmund hat jedes Jahr 20.000 Besucher, und ich weiß aus den Zahlen – ich kenne sozusagen die Geschäftsbücher –, dass diese Veranstaltung mit Auf- und Abbau, Vorbereitungen etc. 1,5 Mio. DM verschlingt. Es gehen 20.000 rein, davon sind mindestens 1000 Freunde, d.h. die zahlen schon einmal nicht, und der Rest zahlt 85 DM. Wenn Sie das zusammenrechnen, dann haben Sie keinen Verdienst durch die Party selber. Verdient wird mit Merchandising, Compilation usw.. Aber die Raver wollen das: die wollen hier ein Ding stehen haben, das erst einmal 1? Millionen kostet. Die sind das gewohnt. Die können sie nicht mit dem Kofferradio unterhalten oder mit der Wanderklampfe. Da sind irrsinnige Anlagen aufgebaut, sowohl was Sound als auch was Laser, Lightshow usw. betrifft. Anderes Beispiel: Ein Wagen auf der Love-Parade kostet etwa 80.000 DM, damit er fährt. Der Grund ist der, dass da vielleicht 200 Idioten draufstehen, die nichts anderes tun als alles kaputtmachen, was irgendwie kaputtzumachen ist; die tanzen und toben. Und das Ganze ist drei bis vier Meter hoch. Wenn auch nur ein Wagen auseinanderbräche, wäre die ganze Love-Parade gefährdet. Der Wagen muss also ungeheuer stabil sein. Man muss Generatoren darauf plazieren, Soundanlagen usw., der Wagen muss geschmückt werden.

Post-Techno (Sequels / Zeitgeist / Umorientierung)

Jetzt geht es uns mehr um das Thema „Post-Techno“: zum einen um die Sequels, also um die Weiterführung von Techno oder die techno-ähnlichen Entwicklungen, z.B. Partyentwicklungen wie Two-Step. Zum anderen um die Frage, wohin geht der Zeitgeist? Nach unserer ganz groben Einschätzung war Techno zeitgeistprägend für die 90-er Jahre. Es wird nicht zeitgeistprägend sein für dieses erste Jahrzehnt des neuen Jahrtausend – da sind andere Dinge gefragt. Schließlich schauen wir auf die Umorientierung derer, die bislang Techno machten, also auf die Macher und Organisatoren. Was machen die nun? Das sind junge, clevere Leute; – was tun die jetzt, wenn die Party nicht wirklich 'over' ist? Die Love-Parade wird bleiben, die großen

Raves werden bleiben, das ist nicht der Punkt. Aber es wird nicht mehr zeitgeistprägend sein, man wird nicht mehr im Zentrum des Geschehens stehen, wenn man weiterhin dort bleibt; also ist die spannende Frage: wie orientieren sich die Leute um?

Soweit nun diese Anmerkungen, die zeigen sollten, was als Erträge bei ethnographischen Feldforschungen herauskommen kann.